

## Kindergeschrei und Tiefenentspannung

Im Mehrgenerationenhaus Vinetazentrum in Kiel Gaarden sein heißt weg sein aus meinem Alltag. Jenseits der Studierendenblase von Menschen lernen und Gespräche genießen. Kaum irgendwo anders kann ich mich so gut entspannen wie hier. Natürlich ist es nicht im klassischen Sinne entspannt: Zehn Kinder um sich herum zu haben, alle mit Schere und Kleber in der Hand – da legt Mensch nicht die Füße hoch. Aber es bereitet den Kindern und mir Freude und ist damit sinnstiftend. Das wiederum entspannt mich. Denn als 23-jährige Studentin bin ich idealistisch genug, um ständig auf der Suche nach sinnvollem Handeln und Tun zu sein. Mich in der Literaturrecherche für Hausarbeiten zu verlieren macht für mich auch Sinn, weil es mir Spaß macht. Aber das reicht mir nicht. Also suche ich nach mehr. Mehr Sinn. Mehr Bedeutung. Das hat mich oft gestresst. Deshalb ist es Balsam für mein Idealistinnen-Herz, wenn ich Zeit mit den Vineta-Kindern verbringen darf. Dann fühle ich mich als Teil einer großen Gemeinschaft – eines funktionierendes sozialen Projekts, wenn man so will. Das gibt mir Kraft, weil die Bücher, die ich für meine Hausarbeiten lese, meist vom Gegenteil handeln: Vom Verlust des Halts und der Solidarität in unserer Gesellschaft. Da werden gesellschaftliche Verhältnisse angeprangert und Verbesserungsvorschläge in komplizierten Schachtelsätzen gemacht. Da verliert Mensch schneller die Hoffnung als sie einem die gleichgesinnten Kommiliton\_innen wiedergeben können. Alle, denen es so geht, sollten ihr „eigenes“ Vinetazentrum haben. Da gibt es zum Spaß Hoffnung und Kraft gratis dazu. Hier wird sich nämlich ganz einfach gekümmert. Nicht weil und nicht erst wenn es jemandem furchtbar schlecht geht. Sondern weil nach links und rechts geschaut wird. Freude und Leid werden geteilt. Kinder wachsen zusammen auf. Ein bisschen ist es wie in Bullerbü. Nur eben mit Obdachlosen und Drogenabhängigen vor der Tür. Und mit mehr Cola. Da ist nicht alles gut, aber wer sich davon abschrecken lässt ist selber schuld.

Ich für meinen Teil habe durch meine Zeit im Vinetazentrum Vorurteile abgebaut. Insbesondere wenn ich mit den Kindern draußen war und wir zum Beispiel auf dem Vinetaplatz Kreidebilder gemalt haben. Früher hat sich mir der Magen umgedreht, wenn ich daran dachte, dass die Kinder in diesem Umfeld aufwachsen müssen. Heute weiß ich, dass das anmaßend war und lediglich zeigt, wie schnell ich meine eigene Kindheit vergessen habe. Dass nicht alles rosa ist und glitzert, ist überhaupt nicht schlimm. Natürlich ist es härter, wenn man aus so einem Milieu kommt. Aber daran sind weder Eltern noch Nachbar\_innen schuld. Das ist ein strukturelles Problem. Da braucht Mensch sich nicht das Maul drüber zu zerreißen. Stattdessen einfach ins

Vinetazentrum gehen, lautet der Lösungsansatz. Auch das habe ich gelernt: Dazwischen zu grätschen, wenn Leute vom Westufer durch halb wahre Assi-Geschichten ihr eigenes Ego aufpolieren wollen. Denn das ist der widerwärtige Ausdruck des heutigen Klassenkampfes: Auf der einen Seite wird nachgetreten, während auf der anderen Seite nur noch resigniert wird. Dass diese Wahrnehmung keinesfalls überspitzt ist, weiß ich spätestens seit unserem Ausflug in den Tierpark Hagenbeck. Das verriet mir der verächtliche Blick einer gut betuchten Dame als wir in einem schicken Hamburger Stadtteil den Bus betraten. Das kam nicht überraschend. Neu aber ist die Wut in meinem Bauch. Weil ich den Gedanken nicht aushalten will, dass die Vineta-Kinder viel zu selten außerhalb ihres Viertels auf Unterstützung hoffen können. Es sind bloß kleine Nuancen in ihrer Sprechweise und in ihrem Betragen, die Türen schließen werden. Nicht weil sie relevant wären, sondern weil sie verurteilt werden in unserer engstirnigen Gesellschaft.

Hautfarbe, Milieuherkunft und Geschlecht sind leider nach wie vor die entscheidenden Faktoren für Diskriminierung. Das Gegenteil behaupten nur weiße satte Männer. Deshalb war mir mein eigener Umgang mit Mädchen eine Herzensangelegenheit während des Servicelearnings im Vinetazentrum (und ist es weiterhin). Mir fiel auf, dass ich insbesondere bei Mädchen Probleme mit meiner eigenen Rolle bzw. Position hatte. Irgendwie fand ich nicht den richtigen Draht zu ihnen. Möglicherweise liegt das daran, dass ich im Umgang mit Jungen einen relativ forschenden Ton am Leib habe, auf den sie gut reagieren und mit dem ich mich authentisch fühle. Gegenüber den Mädchen fühlt sich die Kommunikation für mich seltsamerweise weniger natürlich und unbeschwert an. Ich empfinde einige von ihnen oft als sehr fordernd und launisch. Mir ist bewusst, dass ich damit ein Bild reproduziere, das gesellschaftlich von ihnen konstruiert wird. Trotzdem spiegeln sie es im Alltag und so gehört es zu ihrer und dann eben auch zu meiner Lebensrealität. Ich denke, dass mir diese Aspekte bei den Mädchen im *Vinetazentrum* noch stärker als in einem anderen Kontext auffallen, weil sie sich in einem sozialen Milieu befinden, welches Rollenbilder noch stärker manifestiert als es heutzutage vielleicht (!) in manch anderem Zusammenhang (zum Beispiel an der Uni) der Fall ist. Eben deshalb sollte es mir (als Sozialwissenschaftlerin, die dies reflektiert) doch aber ein Anliegen sein, dazu anzuregen Strukturen zu durchbrechen, anstatt diese festzutampeln. Ich schäme mich fast ein wenig dafür, dass ich mir darüber in den vergangenen Jahren wenig Gedanken gemacht habe. Stattdessen ging ich immer davon aus, dass ich einfach besser mit den Jungen klarkäme, weil das auch in meinem privaten Umfeld ein gewohntes Verhaltensmuster ist. Doch während ich das Bild von kleinkriminellen Jungen gern weichzeichnete, war ich gedankenlos gegenüber den Mädchen aus derselben Schicht.

Ich denke, dass ich eine intensive Auseinandersetzung mit der theoretischen Seite des Feminismus in meinem Studium benötigte, um mir dieses Phänomen deutlich vor Augen führen zu können. Nun, wo ich es sehe, möchte ich auf jeden Fall etwas daran ändern. Schließlich habe ich selbst als Mädchen häufig strukturelle Benachteiligung erfahren – auch wenn ich das anderen Mädchen nicht abnehmen kann, kann hier zumindest das Motto „geteiltes Leid ist halbes Leid“ praktiziert werden.

Wer meinem Text bis hierhin gefolgt ist, wird wohl nicht mehr infrage stellen, ob Servicelearning eine tolle Sache ist. Sich ab und zu aus dem gewohnten Umfeld heraus zu begeben, macht die eigene Welt bunter und größer. Das sollte ein paar Anstrengungen und Unannehmlichkeiten wert sein.